

Aus aller Welt.

Familien-drama. Aus Dürheim i. Pf. meldet man dem „B. L.“: In einem Anfälle von Geistesföhrung versuchte eine Wirtswirtin ihre beiden Söhne mit einem Rasiermesser zu töten. Darauf ertränkte sie sich.

Liebes-drama. In München hat gestern Nachmittag ein 33jähriger Buchbindergehilfe aus Leoben in Steiermark seine Geliebte, eine Krämerstochter, aus Eifersucht auf offener Straße mit wenigen Schritten von einem Schuhmann entfernt, durch einen Dolchstoß ins Herz getödet. Alsdann brachte er sich selbst eine anscheinend schwere Stichwunde in der Herzgegend bei. Er wurde festgenommen und zunächst in die chirurgische Klinik verbracht.

Prozeß Covo-Liebling. Im Berliner Prozeß gegen den Rechtsanwalt Liebling und Genossen wegen des rumänischen Verloofungsschwindels wurden beide Angeklagte zu je einem Jahr drei Monaten Gefängnis verurteilt.

Selbstmord. Der B. L. L. schreibt aus Berlin: Im Dienstgebäude des Kolonialamts erschöpfte sich ein Zahlmeisteraspirant aus Furcht vor Verhaftung.

Ein verschwundener Pfarrer. Der „Berl. Morgenpost“ zufolge ist Pfarrer Granzin von der Berliner Nazarethgemeinde unter Mitnahme eines geladenen Revolvers verschwunden. Er hat bereits einmal einen Selbstmordversuch gemacht. Seine Wirtshofstaterin hat ihn vor dem Konsistorium Veruntreuungen und fittlicher Verfehlungen bezichtigt.

Zur Liban-Katastrophe. Aus Paris wird berichtet: Ein bei der Bergung der Toten des gesunkenen Schiffes „Liban“ beschäftigter Taucher verlor bei dem 6. Tauchversuch das Bewußtsein und starb. Ein anderer Taucher ist schwer erkrankt. Beiden war es vorher gelungen, bis in die Innenräume des Schiffes vorzudringen. Sie sahen durch die Kabinenlücken eine Anzahl Leichen; sie brachten eine Kindesleiche und 10 Säcke mit Briefen und Paketen heraus.

Der Brand einer „Toten Stadt.“ Wie aus Chicago berichtet wird, ist die kleine Stadt Montana völlig durch Feuer zerstört worden. Montana City war eine typische Bergwerkstadt des Westens, die ihren Ursprung einem Silberfieber, das viele in diese Gegend trieb, verdankt. Als das Silber in den umgehenden Bergen aber abgebaut war, wurde der geschäftige kleine Ort mit seinen 500 Einwohnern völlig verlassen. Seit Jahren ist kaum eine Seele in die Nähe der Stadt gekommen, und wenn gelegentlich ein Landstreicher bei seinen Wanderungen auf das Städtchen stieß, so war er nur froh, wenn er das geisterhafte Schweigen der Totenstadt wieder verlassen hatte. In den engen Straßen wuchs dichtes Gras; reihenweise zogen sich die isolierten Häuser dahin und gaben nur ein Echo dem Ruf der wilden Vögel, die in den Dachrinnen nisteten, während granhoarige Brautriebe oder Prachtgehäuser bei der ersten Annäherung eines Wanderers davonliefen. Die Stadt konnte sich einiger prächtigen Gebäude rühmen; darunter waren zwei oder drei Kirchen, Banken und mehrere Hotels. Da es lauter Holzbauten waren,

fiel das Feuer keinen Widerstand, und von der einst blühenden Stadt sind nur geschwärzte Trümmer übrig geblieben. Die vereinsamte Montana City war, erzählt auch abdruck, daß erst zwei Tage nach der Feuersbrunst bekannt wurde, daß der Ort vom Erdboden verschwunden ist.

Ein gekürztes Gefängnis. Der B. L. L. meldet aus New-York: Drei Bahnhöfen von New-York und eine von Philadelphia entfernt, in Wilmington, stürzte der Mob in Zahl von 2000 Personen das Gefängnis gegen feuernde Polizei. Die Angreifer holten einen Neger aus dem Gefängnis, der eine Pfarrerstochter vergewaltigt hatte, schleppten ihn zum Thronsaal, banden ihn auf einen Scheiterhaufen und verbrannten ihn. Während der Neger noch wimmerte, wurde ein Gewehrfeuer auf ihn eröffnet.

Gesundheitliches.

Eine richtige Diät, geeignete Nahrungsmittel und Getränke bilden Hauptfaktoren bei jedem Genesungsprozeß.

Das köstliche Schwarzbier wird von allen ärztlichen Autoritäten als ein vorzügliches diätisches Heilmittel empfohlen, welchem unzählige Sieche und Kranke Stärkung und Heilung verdanken.

Es stärkt die Magentätigkeit und ist selbst ein leicht verdauliches und in hohem Grade blutbildendes Nahrungsmittel.

Im Gegensatz zu den stark alkoholreichen Bieren, welche eine übermäßige stimulierende Wirkung auf die Herzthätigkeit ausüben, besitzt das köstliche Schwarzbier einen sehr hohen Gehalt von Extraktstoffen, wie er nur bei wenigen Gesundheitsbieren zu finden ist.

Auf allen großen Ausstellungen der Neuzeit hat das köstliche Schwarzbier erste Preise erhalten und ist sein Ruf weit über den Ocean gedrungen.

Wegen des Bezuges verweisen wir auf den Inseratenteil dieser Zeitung.

lehre ich unter Garantie des Erfolges nach der weltbekannten Schreiber'schen Methode. Jede, selbst die schlechteste u. unleserliche Schrift wird durch meine Methode dauernd schön und geläufig.

Gründliche Ausbildung in Buchhaltung, sowie in der gesamten kaufm. Wissenschaft, in Kursen sowie Einzelunterricht in Tages- oder Abendstunden. Der Unterricht an Damen steht unter persönlicher Leitung von Frau E. Schreiber, langjährige Fachlehrerin.

Rhein.-Westf. Handels-Lehranstalt. Dir.: E. Schreiber, Rheinstr. 103, 1. a. d. Ringstraße.

Königliche Schauspiele.

Donnerstag, den 25. Juni 1903.

162. Vorstellung.

Gaspardone.

Operette in 3 Akten von F. Zell und Richard Genée.

Musik von G. Willöder.

Anfang 7 Uhr. — Gewöhnliche Preise.

Residenz-Theater.

Gastspiel der Direktion Oscar Gennenberg.

Donnerstag, den 25. Juni 1903.

25. Abonnements-Vorstellung. Abonnements-Billetts gültig.

Wiener Blut.

Operette in 3 Akten von Victor Léon und Leon Stein.

Musik von Johann Strauß.

Dirigent: Kapellmeister Theodor Frier.

In Szene gesetzt von Regisseur Adolf Kühn.

Herrn Gypshaus-Gendelbach, Premierminister von

Herrn Reichs-Schleiz, Reichsminister von

Baldwin Graf Jedlau, Gesandter von Reichs-Schleiz

Graf Witowski, Reichsminister von

Demoiselle Franziska Cagliari, Tänzerin i. Kärntnertheater in Wien

Kagler, ihr Vater, Garustellbesitzer

Marquis de la Fosse, Diplomat

Prinzessin de Dugardo, Diplomatin

Comtesse Tini, Diplomatin

Comtesse Kelly, Diplomatin

Comtesse Libussa, Diplomatin

Pepi Kleininger, Probiermamsell

Josef, Kammerdiener des Grafen Jedlau

Anna, Stubenmädchen bei Demoiselle Cagliari

Der Haushofmeister beim Grafen Witowski

Ein Kutschkutscher

Der Wirth vom Casino in Peking

Die Wirth vom Himmelfortgrund, Wälschermädel

Die Wirth vom Thurybrüdel, Wälschermädel

Ein Grenadier

Ein Deutschmeister

Erster Kellner

Spiele in Wien zur Zeit des Kongresses und zwar während der Dauer eines Tages; 1. Akt: Bei Demoiselle Cagliari in Peking; 2. Akt: Im Palais des Grafen Witowski; 3. Akt: Im Casino in Peking.

Nach dem 1. Akte Pause.

Anfang 7 Uhr. — Ende nach 9 1/2 Uhr.

Freitag, den 26. Juni 1903.

26. Abonnements-Vorstellung. Abonnements-Billetts gültig.

Zum 13. Male:

Größter Schlager der Saison. Zug- und Kassensold aller ersten Bühnen

Reitakt. Madame Cherry. Reitakt.

Operette in 3 Akten von M. Ordonneau. In freier deutscher Bearbeitung von Benno Jacobson. Verse und Musik von Hugo Felsig.

Centrumswähler!

Die Heftartikel der National Liberalen durchschwirren das Land um Euch für ihren kommerziell-räthlichen Wahlkandidaten zu gewinnen. Habt Ihr vergessen, wie die National Liberalen gegen uns und unsern katholischen Glauben gehandelt haben und noch immer handeln?

Wer hegt gegen die Rückkehr der Jesuiten?

Wer hegt gegen die Frohnleichnam-Prozessionen?

Wer hegt gegen die öffentliche Verhöhnung unseres Glaubens?

Ja, wer hegt sogar gegen den gesunden Menschenverstand?

Sagt Euch nicht eben dieser gesunde Menschenverstand, daß es gerecht und billig ist, wenn die Bölle auf die nothwendigen Lebensmittel, die uns ärmere Leute so sehr belasten, aufgehoben werden müssen und daß die Reichen und Wohlhabenden und die vom Glück Begünstigten für den Ausfall in Form einer progressiven Einkommensteuer aufzukommen haben? Nach den neuesten Berechnungen betragen die indirekten Steuern auf Korn, Fleisch, Fette, Salz, Kaffee und Tabak etwa 25%. Du Hausfrau, die Du gut rechnen kannst, giebst, wenn Du täglich 2 Mark für diese Sachen verausgibst, hiervon 50 Pfennige täglich an Bölle aus, ohne daß Du merkst, daß es für Bölle ist. Hinstellst Du das gerecht, katholischer Hausvater? Oder bist Du auch der Ansicht, daß die Begünstigten, die für 1 Pfund Caviar 16 Mark bezahlen, auch stärker zu den Lasten heranziehen sind damit unser Herr und unsere Flotte tadellos erhalten werden können? Ein Heer und eine Flotte, welche mit den Schweißgroßchen des Mittelstandes erhalten werden, können Keinem zu Freude gereichen — nur dagegen ist die Sozialdemokratie — nicht aber gegen Heer und Flotte an sich.

Die Sozialdemokratie läßt jedem seine Religion und jeden nach seiner Façon selig werden — deshalb muß Religion Privatsache sein. Die Sozialdemokratie läßt jedem sein Eigenthum und stiehlt es ihm nicht durch Bölle auf die nothwendigsten Lebensmittel. Die Sozialdemokratie läßt jedem sein Recht, die Sozialdemokratie wird nie eine so traurige Judicatur züchten, wie sie stellenweise jetzt auffällt.

Katholische Wähler!

Auf gegen Unwahrheit, Unfreiheit und Unrecht. Laßt Euch nicht verheßen, Laßt Euch nicht dumm machen durch Floskeln, denkt daran, daß Ihr Deutsche seid, die Gerechtigkeit wollen und helfen mit, daß unser Deutsches Reich stets wachse, blühe und gedeihe, daß jeder Bürger im Deutschen Reich sich wohl glücklich und frei fühle, dadurch, daß Ihr nur einem Mann Eure Stimme gebet, der dem Grundsatz huldigt „Dem Vaterlande, nicht der Partei“ und das ist unser Reichstagskandidat Herr

Gustav Lehmann in Mannheim.

Mehrere katholische Wähler.

Es wird berichtet, einige freisinnige Heißsporne hätten sich dahin geäußert, daß sie keinen National Liberalen wählen würden, und wenn dadurch der Socialdemokrat Lehmann der Vertreter Wiesbaden's im Reichstage werden sollte.

Wir hoffen, daß dies nur Gerede ist, dessen Urheber sich noch rechtzeitig anders bestimmen werden.

Mit wenigen Ausnahmen sind unsere freisinnigen Mitbürger doch zu vernünftig, um aus Aerger darüber, daß sie nicht selbst in die Stichwahl gekommen sind, sich selbst und allen Anderen, die noch etwas auf Vaterland, Religion, Familie, Eigenthum, Ordnung, Gesetz und alle idealen Güter halten, den Boden unter den Füßen abzugraben. Sie wissen auch ganz gut, daß kein freisinniger Kandidat je anders, als durch Unterstützung der National Liberalen bei der Stichwahl in den Reichstag gekommen ist, und daß deshalb kein Freisinniger je mehr Aussicht hätte von den National Liberalen unterstützt zu werden und in den Reichstag zu kommen, wenn der Freisinn jetzt seinerseits den bürgerlichen Kandidaten im Stiche ließe.

Daß die Vertrauensmänner der National Liberalen sich bei der vorigen Stichwahl in einem Augenblick persönlicher Erbitterung dazu haben fortreißen lassen, Wahlenthaltung zu proklamiren, kann die Freisinnigen nicht entschuldigen, denn:

1. handelte es sich damals nur um eine Stichwahl für 1 1/2 Jahre;

2. hat die national liberale Parteileitung, abgesehen von diesem einen Ausnahmefall, seit 30 Jahren ihre Anhänger veranlaßt, in der Stichwahl für den Freisinnigen zu stimmen;

3. haben die national liberalen Wähler auch bei der letzten Stichwahl die ausgegebene Parole garnicht befolgt, sondern Mann für Mann für Grüger bestimmt;

4. war gerade der jetzige Kandidat Partling derjenige, der damals gegen den Beschluß auf Wahlenthaltung gestimmt hat. —



Nr. 145

(2. Beilage.)

Donnerstag, den 25. Juni.

1903

Die Blüte des Bagno.

Roman von Goron und Emile Gautier.

Fortsetzung.

Außerdem glichen weder die Physiognomie noch die allgemeinen Merkmale Saint-Magloires genau dem Bilde, welches er sich auf Grund der aus zweiter Hand erhaltenen Auskünfte über Rozen gemacht hatte, die aber auch nur wieder von Personen stammten, die denselben nicht persönlich, sondern nur vom Hörensagen kannten.

Es schien ihm zwar, als entdecke er bei ihm dieselbe ausgefuchte und vollkommene Geschicklichkeit und Schlaueit, dieselbe Kühnheit, dieselbe Ueberlegenheit, dieselbe schurkische Dreistigkeit — aber, war das nicht ein Roman — ein Traum?

Wenn man die Leute nur auf solch flüchtige und irrige Indicien hin verdächtigen wollte, so wäre ja kein Mensch mehr des nächsten Tages sicher.

Und trotzdem kamen ihm kein Verdacht und seine Ahnungen wieder deutlich vor die Augen, als trotz der Verteidiger und trotz der Schweigekammer der Presse die Klagen der Betrogenen und Muiuirten sich zu solcher Höhe erhoben hatten, daß das Gericht und die Polizei, allerdings ohne Ueberzeugung, gegen Saint-Magloire einschreiten mußten und er selbst auf die Einladung seines Freundes Cardec sich an der Untersuchung wider den Bankier betheiligte, die dann durch die Umstände zum Scheitern gebracht wurde. Durch einflußreiche Freunde und eine Menge unbewußter Mitschuldiger gerettet, konnte Saint-Magloire durch die Maschen des Netzes schlüpfen.

Aber der Wurm war in der Frucht.

Der Verdacht war jetzt fest in dem Gehirn Lemoines eingewurzelt, und er war entschlossen, in Zukunft alles zu thun, um die Wichtigkeit desselben zu untersuchen.

Saint-Magloire, der mit allen Wassern gründlich Gewaschene, hätte gezittert, wenn er auch nur hätte ahnen können, daß ein so gefährlicher Feind von nun an ihm wie der eigene Schatten auf Schritt und Tritt folgte.

Aber in seiner Freude, sich so glänzend — um einige Millionen bereichert — aus der Affäre gezogen zu haben, konnte sich der Baron unbekümmert in seinem Erfolge.

Elena gegenüber beobachtete Dr. Lemoine die Stellung eines Freundes, eines Kameraden — sein gerader Charakter verbot ihm, der jungen Frau seine wahren Gefühle zu zeigen.

Er glaubte sie verheirathet und hätte es für eine Ehrlosigkeit angesehen, den kleinsten Versuch, der sie ihren ehelichen Pflichten hätte untrennbar machen können, zu wagen.

Die Wittve Lavardens, deren Nachbedurft keineswegs von der Zeit gemildert worden war, sah er fast täglich.

Madame Lavardens war immer noch der festen Ueberzeugung, Rozen früher oder später entdecken und entlarven zu können. Wo — wann, das wußte sie freilich nicht.

Lemoine, welcher diesen nervösen, der höchsten Begeisterung fähigen Charakter zu nehmen wußte, fand es vorsichtiger, mit ihr über seine Ideen nicht zu sprechen.

Wenn Oliva erfahren hätte, daß er in Saint-Magloire Rozen wiederzuerkennen glaubte, keine Vernunftsgründe, keine Macht der Erde hätten sie abhalten können, es den Behörden triumphirend anzukündigen. — Dann wäre alles verloren gewesen, denn man hätte sie nicht angehört und ihre Unschuldigungen ihrer geistigen Gestörttheit zugeschrieben.

(Nachdruck verboten.)

Saint-Magloire hätte sicher davon erfahren und seine Maßregeln getroffen — er wäre geflohen, wenn er die Gefahr für zu groß erkannt, er wäre kaltblütig der Situation begegnet, wenn er sich stark genug gefühlt hätte, ihr die Stirn zu bieten.

Das war auch die Ansicht Cardecs, des Chefs der Gehirnpolizei, des einzigen Menschen, welchem Lemoine seinen Verdacht mitgetheilt hatte.

Was Madame Lavardens anbetraf, so hielt sie Lemoine stets mit Hoffnungen und Versprechungen hin, um Zeit zu gewinnen, genau wie Saint-Magloire es mit Sokolow gethan.

„Warten Sie ruhig“, wiederholte er ihr bei jedem neuen Versuch; „der Erfolg ist uns sicher, wenn wir nichts überstürzen. Warten Sie ruhig.“

Leider erschöpften sich die körperlichen Kräfte der armen Frau von Tag zu Tag mehr. Nur geistig war und blieb sie ebenso fest wie am ersten Tage. Sie hatte übrigens sehr bescheiden gelebt und sich hart einschränken müssen, um nicht in Schulden zu gerathen.

Eines Tages kam dem Doktor eine ganz vorzügliche Idee. Er hatte Elena Ruiz wieder einmal aufgesucht und glaubte, wenn er Oliva bei ihr als Gesellschafterin unterbringe, daß dieselbe ihn zur Erreichung seines Zieles vielleicht von großem Nutzen sein könnte.

Seit dem Tode ihres Sohnes litt Elena aber mehr seelisch als physisch. Saint-Magloire vernachlässigte sie mehr und mehr, seine Geschäfte und seine Leidenschaft für Germaine nahmen ihn ganz in Anspruch. Das trug noch dazu bei, den Zustand Elenas zu verschlimmern.

Sie bedurfte einer ununterbrochenen Pflege, einer hingebenden Anhänglichkeit. Wer hätte sie ihr besser vermitteln können als Madame Lavardens!

Die Charaktere der beiden Frauen ähnelten sich; ihre Lage hatte ebenfalls Verwandtschaft in einigen Punkten. Sie waren beide lebhaft, energisch, aber gut, gefühlvoll und größter Ergebung und Aufopferung fähig. Beider Herzen waren von unsagbaren Schmerzen erfüllt. Oliva beweinte ihren ermordeten Gatten, Elena grämte sich zu Tode über die unwiederbringlich verlorene Liebe Gastons.

In seinen geheimsten Gedanken kam Lemoine immer wieder zu der Ansicht, daß beide Frauen durch ein und denselben Fester litten: Rozen.

Er beschloß deshalb, sie zu vereinigen. Bei Elena hatte er sicher leichtes Spiel. Aus der Hand des „guten Doktors“, der ihren Sohn bis zum letzten Athemzuge mit einer Hingebung gepflegt, als ob es sein eigenes Kind sei, nahm sie ohne Einwand, ja mit geschlossenen Augen eine Freundin an.

Es blieb ihm nur übrig, Oliva zu überreden.

Als sie wieder bei ihm vorsprach, um sich über den Fortgang und möglichen Erfolg seiner Untersuchung zu erkundigen, benutzte er die Gelegenheit, ihr den Vorschlag zu machen.

„Ich bin dem Ziele wieder ein gutes Stück näher“, antwortete er auf ihre gewohnte Frage.

„Sie sagen mir das schon seit langer Zeit“, murmelte Madame Lavardens traurig.

„Weil ich eben schon seit langer Zeit dieselbe Spur verfolge. Je mehr ich darauf weiterkletterte, je fester wird meine Ueberzeugung.“

„Wen haben Sie im Verdacht? Warum nennen Sie ihn mir nicht.“

„Weil Sie dann nicht mehr zu halten wären und alles verderben würden. Lassen Sie sich daran genügen, zu wissen, daß der Mann, in welchem ich Nozen wiedererkannt zu haben glaube, reich, mächtig, verwegen und aalglatt ist — Der Kampf gegen ihn muß mit Geduld und List geführt werden. Warten Sie noch einige Zeit ruhig.“

„Ich habe schon so lange gewartet!“

„Heute will ich Ihnen etwas vorschlagen, was Sie im Interesse unseres gemeinsam unternommenen Werkes annehmen sollten.“

„Sprechen Sie, Herr Doktor“, rief die Wittve mit Herzklopfen. „Sprechen Sie schnell!“

„Ich habe eine sehr reiche Freundin, welche genau so leidet wie Sie. Sie braucht aufmerksame Pflege, mehr Gemüths- als Krankenpflege, und es sollte deshalb stets jemand um sie beschäftigt sein. Es ist dies keineswegs die Aufgabe einer Gesellschaftsdame, sondern die einer ergebenen Freundin.“

„Bitte, erklären Sie sich, Herr Doktor!“

Demoine erzählte ihr alsdann, ohne den Namen zu nennen, die Geschichte der von ihrem Gatten und von dem Schmerz um den Tod ihres Kindes zerrissenen Baronin de Saint-Magloire.

Er sagte ihr, wie seelengut, wie tief unglücklich Elena sei.

„An ihrer Seite“, setzte er dann hinzu, „werden Sie der Sorge um das tägliche Brot überhoben sein — und können sich um so mehr Ihrem Nachwerk hingeben — Ich habe übrigens die Ueberzeugung, daß Nozen unter den zahlreichen Weltbürgern ist, welche in den Salons der betroffenen Person verkehren. Sie werden demnach einen ganz vorzüglichen Beobachtungsposten einnehmen.“

„Ich will gerne annehmen“, antwortete Oliva mit blühenden Augen, „und ich schwöre Ihnen, gut zu wachen!“

Der Doktor hatte sein Ziel fast erreicht.

Seine geliebte Elena würde eine ergebene Begleiterin um sich haben und — die geringsten Bewegungen und Handlungen Saint-Magloires würden ängstlich überwacht sein.

Er wollte die Verwirklichung seines Planes sofort in Angriff nehmen.

„Das wäre ein großer Schlag“, sagte er sich mit Zufriedenheit. „Wenn meine Schutzbefohlene erst einmal fest in dem Hotel der Champs-Élysées eingenistet ist, wird es mir möglich sein, durch geschickte Ausforschungen und Fragen so man- über diesen Saint-Magloire zu erfahren. Dank diesem unbewußten Spion werde ich vielleicht mein Ziel erreichen!“

32. Capitel.

Die Bank an der Place Vendôme hatte ihr früheres Gleichgewicht zurückerobert.

Saint-Magloire hatte deswegen auch nichts Eiligeres zu thun, als Dulac einen Credit von einer Million zu eröffnen zur Realisirung seines Künstlertraums, die Gründung des „Lyrischen Volkstheaters.“

Wenn diese erste Million nicht reichen sollte, wie es als wahrscheinlich vorauszu sehen war, so standen eventuell weitere Kapitalien zu seiner Verfügung, das hieß mit anderen Worten, daß der Credit Dulacs in Wirklichkeit unbegrenzt war.

„Wenn es sich darum handelt, einem Bruder unter die Arme zu greifen“, sagte hierzu Macaron, „spart Saint-Magloire die Groschen nicht.“

Aber das menschliche Gefühl hatte mit dieser Freigebigkeit nichts zu thun. Saint-Magloire warf das Gold nicht unüberlegt zum Fenster hinaus. Er wußte, daß das einfachste, beste und sicherste Mittel, sich von der lästigen Beaufsichtigung Dulacs endgültig zu befreien, nur darin bestand, ihm das nöthige Kleingeld zu geben, um sein Stiefpferd reiten zu können.

Dulac wollte ein vollständig unabhängiges Theater gründen, welches Geld genug besaß, um mit dem nöthigen Schwung und Nachdruck die veralteten Vorurtheile des Publikums zu zerstören; ein Theater, wo man Werke der „Neuesten“, der Bühnen singen sollte, die das Joch der Tradition abgeschüttelt hatten, und welche die erfolgreichsten Componisten der älteren und neuen Epoche für Tam-Tam-Schläger erlärten.

Im Grunde aber gehorchte er nur einer inneren Regung, verfolgte er nur — halb unbewußt — die fixe Idee: Germaine Reybal wieder zu gewinnen.

Er beabsichtigte, ihr ein überaus glänzendes Engagement anzubieten, sie mit Gold und Lorbeer zu überschütten und so möglicherweise auch ihre Liebe wieder zu gewinnen.

Saint-Magloire hatte das alles errathen.

Er hatte vorausgesehen, daß, wenn Dulac erst einmal den Finger in dem Näderwerk stecken hatte, er mit ihm anfangen konnte, was er wollte. Jedenfalls hörte er dann auf, ihn zu geniren, ihm im Wege zu sein. Er hatte ihm deshalb die goldene Brücke gebaut.

Dulac war thatächlich mehr ein Künstler, ein Dilettant, als ein Mann der That. Seine politische Ueberzeugung war nur oberflächlich, und seine revolutionären Ansichten, die er mit großem Lärm in intimen Kreisen zum Besten gab, waren stark mit Prahlerei durchsetzt.

Dulac war intelligent, gelehrt und vor überschudelnder, natürlicher Schlagfertigkeit, aber im Leben war er weniger tief und gründlich als äußerlich glänzend, weniger ausdauernd als begeistert. Er war der Mann excentrischer und widersinniger Unternehmen, vorausgesetzt, daß sie sich leicht und schnell abwickeln ließen.

In dem Strudel des Künstler- und Gesellschaftslebens und trotz seiner Gleichgiltigkeit für Klatschereien erfuhr Dulac gezwungenerweise das Verhältniß Germaine Reybals mit dem berühmten Kapitalisten Baron de Saint-Magloire. Zuerst hatte man nur ganz leise und unter dem Siegel der Verschwiegenheit davon gelfüstert, aber dann wurde die Sache nach und nach zur allbekannten und offenbesprochenen Thatsache, und Dulac konnte ihr nicht mehr die Thren verschließen.

Es wurde ihm roth und grün vor den Augen, und sein erster Gedanke war, Rache zu nehmen für diesen infamen Verrath. Er wußte genug über den Baron, um ihn zu vernichten.

Durch die indiscreten Schwägereien Macarons hatte er die Gründung der Fabrik für künstliches Gold erfahren. Er wußte, daß der Betrieb in jenem mysteriösen Hause in Auteuil vor sich ging, welches der Sokolow mit Marmapparaten und automatischen Fallern umgeben hatte, in denen sich unaufgeklärte Einbringlinge rettungslos verstrickten.

Besser noch als über die Gegenwart war er über die Vergangenheit Saint-Magloires aufgeklärt, mit einem einzigen Worte konnte er die Katastrophe über ihn heraufbeschwören. Aber dieses einzige Wort, der richtigen Person anvertraut, hätte den Rivalen wohl unfehlbar zerichmettert, jedoch auch ihm selbst compromittirt; deshalb konnte er sich nicht dazu entschließen, es auszusprechen.

Vieher wollte er nicht an ein ernstliches Verhältniß zwischen dem Baron und Germaine glauben. Er wollte darin nur einen Flirt sehen, dessen Hauptursache in der Eitelkeit und Ruhmsucht beider Theile zu suchen sei.

Dieser Gedanke, der seinen unschlüssigen Charakter so recht beleuchtete, erlaubte ihm, weiter zu hoffen, daß Germaine ihm einstmal noch ganz angehören könnte. Und dann, um sich zu rächen, mußte er handeln wollen, einen bestimmten Entschluß fassen, einen Beweis seiner Energie geben.

Wie immer blieb er bei seiner Winkelzug-Taktik und begnügte sich damit, Saint-Magloire mit eisiger Kälte zu begegnen, um ihn seine Unzufriedenheit und Gereiztheit fühlen zu lassen. Der Bankier war ein zu schlauer Menschenkenner, um die Eifersucht Dulacs nicht zu bemerken. Das war für ihn der richtige Moment, den Rivalen unschädlich zu machen.

Eines schönen Morgens ließ er Dulac ganz unvermuthet zu sich bescheiden und spielte vor ihm mit der ihm so vertrauten Meisterkraft das große Spiel der freundschaftlichen Ergebung und Aufopferung. Er kündigte ihm seinen Entschluß an, ihm die Kapitalien für die Gründung eines lyrischen Volkstheaters zur Verfügung stellen und ihm die unbeschränkte und unabhängige Direktion übertragen zu wollen.

Saint-Magloire war schon weiter als bei dem bloßen Entschluß; er hatte alles vorbereitet, die Gelder flüssig gemacht; das Geschäft war bereits im Gange. Man hatte das Theater Sarah Bernhardt gemiethet, welches infolge einer Kunstreise der berühmten Tragödin nach Australien leer stand. Der Miethscontract war unterschrieben, die Miethse für ein Jahr im voraus bezahlt, kurz alle Formalitäten waren geregelt.

Der neugebadene Direktor konnte, wenn ihm das Herz darnach verlangte, am selben Tage davon Besitz ergreifen.

Saint-Magloire gab dem glücklichen Dulac unter der Plume zu verstehen, daß seine „Kofetterien“ mit Germaine keinen anderen Zweck gehabt hätten, als die launische Künstlerin dazu zu bewegen, der Stern des neuen Theaters zu werden.

Dulac war dem Weinen nahe. Er vergaß alle Rachegeanken und seine Eifersucht und fiel dem Baron in die Arme, der seinerseits eine gutgelungene Nührung heuchelte.

Am anderen Morgen hatte sich Dulac in dem Direktionsbureau an der Avenue Victoria eingerichtet. Sein Erstes war, an Germaine ein Telegramm zu senden, in welchem er ihr Mit-

theilung von dem glücklichen Ereigniß machte und ihr ein sofortiges Engagement anbot, dessen Einzelheiten sie selbst bestimmen möge.

Seit ihrem offiziellen Debut in der Großen Oper war Germaine nur selten auf dieser Bühne erschienen, wo sie in der Folge nur einen verhältnißmäßig geringen Erfolg aufzuweisen hatte. Einige Repertoire-Rollen und wenige Neueinstudierungen, mit welchem sie nur die erbitterte Kritik des verwöhnten Kennerpublikums entseßelte, waren alles.

Germaine beeilte sich deshalb, dem Rufe Dulacs zu folgen. Sie half ihrer Schönheit noch durch einige Kunst nach und fuhr, ohne eine weitere Minute zu verlieren, nach dem Lyrischen Volkstheater.

„Das ist wirklich gut von Dir“, begrüßte sie ihren früheren Geliebten und streckte ihm die Hand entgegen, „daß Du an Deine kleine Germaine gedacht. Du bist mir also nicht mehr böse?“ setzte sie schmeichelnd hinzu.

„Ich bin Dir nicht böse“, antwortete Dulac. „Ich lete Dich an. Du weißt es ja selbst. Du hast mich grausam leiden lassen, aber ich verzeihe Dir. Ich will alles vergessen, weil Du mein „Stern“ werden sollst — — weil ich hoffe, daß Du mich noch ein wenig lieben wirst — — noch ein ganz klein wenig.“

„Du bist ein geistreicher Mensch, und ich kenne Dein gutes Herz“, entgegnete die Künstlerin. „Ich bin bereit, jede Rolle zu übernehmen, welche Du mir bezeichnest — — das Uebrige aber ist delicateser! Ich verspreche Dir, Dich ein wenig gern zu haben, Dich zu lieben — — aber nur wie einen Freund, einen Kameraden —“

Dulac erbleichte, seine Züge krampften sich, seine Lippen zitterten, obwohl er sich auf diese Antwort hätte gefaßt machen müssen.

„Zu Ende! Zu Ende also unser süßer Roman?“ fragte er mit gänzlich veränderter, leiser Stimme.

„Mein Lieber, man wecht selten Todte wieder auf. Aber sag mal, hast Du mich nur hierher kommen lassen, um mir den Hof zu machen, und warst Du nur deshalb so eilig, mich zu sehen? Wie wär's, wenn wir von Geschäften plauderten? Also, Theaterdirektor bist Du jetzt, Herr im Hause, dem es freisteht, Kunst für die Kunst zu machen und Du ehgagist mich, um die Schlacht unter Deinem Banner und in Deiner Truppe mitzufechten! Das kommt mir wie gerufen. Siehst Du!“

Das Gesicht Dulacs klärte sich in einem Hoffnungsstrahle wieder auf.

(Fortsetzung folgt.)



Wort und Sinn beim Volke.

Wenn in Dresden eine vornehme Leiche begraben und die große Glocke der Friedrichstädter Kirche geläutet wird, so jagt der gemeine Mann, es klinge wie Sammet und Seide; und wenn für eine geringe Person die kleine Glocke tönt, so rufe diese „Lümpchen und Lappchen, Lümpchen und Lappchen“. Dem entsprechend verdolmetscht der Proletarier in Erfurt die Stimme der Susanna auf dem Dom mit „Kum“ und die ihrer kleineren Nachbarin mit „Zimmt und Kümme!“

In hundert Weisen werden die Gesänge der Vögel von den Landbewohnern ausgedeutet. Der Schlag der Wachtel gilt bald für ein munteres „Weg vom Bett“, bald für ein tiefsinniges „Die cur hic“; bald ruft sie warnend dem Schnitter in der Ernte zu: „Briit mi nitt, Briit mi nitt“, bald mahnt sie den Trägen zur Arbeit mit dem Spruche: „Buck den Ruck, buck den Ruck“. Beim Buchfinken unterscheidet der Kenner ein Bräutigamslied, einen Reiterzug, einen Weingefang: „Friß, Friß, Friß, willst du mit zum Weine gehn“ und noch viele andere; der Elsfässer verdeutschte sein Schlagen in der Strophe: „Zit, Zit, Zit, 's isch den Viett ä wenig z' frühzei (Zeit, Zeit, Zeit, es ist den Leuten ein wenig zu früh)“; gerade wie die Grauanmer, wenn sie im Vorfrühling den Wanderer von Baumpitze zu Baumpitze begleitet, ihren schrillen, dem Zusammenschlagen eines Strumpfwirkerstuhles nicht unähnlichen Triller wiederholt: „'s is 's is 's is 's is noch so früh.“ Wer hätte nicht die Goldammer im Herbst und Winter betrübt am Fenster sagen hören:

„Bauer miet mich, Bauer miet mich“, in der schönen Frühlingszeit dagegen auf dem Baume stolz und lustig: „Bauer, behalt deinen Dienst, Bauer behalt deinen Dienst“; oder die melancholischen Käuzchen aus der Ferne rufen: „Komm mit, komm mit.“

Ueberall macht sich das Volk fremde Laute verständlich, läßt Dinge reden, die gar keine Rede haben, und hört die Klänge seiner eigenen Muttersprache in ganz fremden, unbekannten Idiomen. Das letztere ist das, was man im engeren Sinne unter Volksetymologie versteht: das Anlehn von ausländischen oder vergangenen Sprachperioden angehörigen Worten in faßbare und verständliche Begriffe, wodurch dieselben einen Sinn erhalten, der die populäre Wißbegier befriedigt.

Es gibt ein altdeutsches Wort sin-fluot, welches große Flut bedeutet. Weil aber nach der biblischen Erzählung die große Flut zur Zeit des Noah als eine Strafe für die Sünde der Menschen erscheint, die daher auch mit Ausnahme der Familie Noah's alle ausgerottet worden sind, hat man schon frühzeitig „Sündflut“ daraus gemacht. Ja, die grönländischen Missionare gehen noch weiter. Es ist natürlich keine Kleinigkeit, den Grönländern das Christentum zu lehren, schon deswegen, weil in der Bibel eine Menge Begriffe, Dinge, Thiere u. s. w. vorkommen, für welche die grönländische Sprache gar keine Worte hat. Die Deutschen sollen in einem solchen Falle viele deutsche Worte einführen, während die Dänen sich mehr bestreben, ein grönländisches Wort, das möglichst nahe kommt, an die Stelle zu setzen. So z. B. kennen die Grönländer keine Tauben. Um ihnen nun die Geschichte mit der Arche Noah und den Ablauf der Sündflut erzählen zu können, haben die Deutschen ihnen die Tauben beschrieben und dann für diesen Vogel das etwas grönländerisirtete Wort Taube gesetzt. Die Dänen dagegen haben einen Vogel, ich glaube eine Art Krähe, genommen, die auf Grönland lebt, also den Eskimos bekannt ist, und haben sie an die Stelle der alttestamentlichen Taube treten lassen.

Denkt wohl die Leipziger Armbrust- oder die Nürnberger Schnäppergesellschaft daran, aus welch seltsamer Assimilation der Name ihrer Waffe hervorgegangen ist? Das uralte Geschöß der Armbrust hieß lateinisch „Arbalesta“, seit dem zwölften Jahrhundert beginnt es dann im französischen als „Arbaleste“, im schwedischen als „Arborst“, im dänischen als „Armboss“, im niederländischen als „Armboss“ aufzutreten, bis es endlich merkwürdig genug zu einer völlig deutschen Armbrust wurde. Es ist bekannt, daß das ursprünglich türkische Meerscham auf einer analogen Verstümmelung beruht, die sich durch den Zweck, ein undurchsichtiges Wort zu deuten, von gewöhnlichen Verstümmelungen unterscheidet. So haben wir auch das arabische „Bunn“ in Kasse-bohne, das indische „mat“ in matt umgewandelt; im alten Indien, wo das Schach lange vor unserer Zeitrechnung erfunden worden sein soll, macht man den feindlichen König, welcher den Angriff im nächsten Zuge nicht abzuwehren vermag, „mat“, was soviel heißt wie tot.

Eigennamen hat man auf diese Weise gewaltsam umgeprägt. In der Geographie besonders spielt die Volksetymologie eine große Rolle; die Völker behandeln die Sprachen wie die Staaten. Englische Städte belassen wir meist in ihrer Form und Aussprache, indem wir sie gewissermaßen als fremdes Eigentum anerkennen; dänische, lettische, italienische Namen haben wir oft willkürlich interpretiert.

Die Schweden und Norweger sind arm an volltönenden und prunkenden Familiennamen, während z. B. die Schweden von jeher alle kostbarsten und raresten Dinge, Vorbeern und Zimmt, Gold und Silber, alle schönsten Blumen und Gewächse, Rosen oder Jedern, alle edelsten Tiere, Tiger, Löwen, Leoparden zusammentrugen und sich nach Sternen, Strömen, Blitz und Donner u. s. w. nannten, wie man denn in Schweden leichtlich eine Frau Rosenlöwe oder Lilienström zur Wirtin, eine Mamsell Rosenzweig oder Jesterström zum Stubenmädchen, einen Herrn Vorbeerzweig oder Ehrenstrahl zu Kutscher oder Kellner, einen Jungen Tigerhelm zur Bedienung, einen gewissen Lindenblüte zum Barbier und einen Leutnant Goldenichild zur Gesellschaft findet. In Dänemark begegnet man nur schlichten Thott's und Dre's und Trolle's, oder bei uns einem Herrn Blume, Pilz, Tuch u. s. w. Auch diese sind zu ihrer bestimmten Bedeutung auf dem Wege der Volksetymologie gekommen. Beiläufig sei bemerkt, daß

es viel Interesse gewährt, bei denjenigen Familiennamen, welche einer gewerblichen oder beamteten Berufsstätigkeit entlehnt sind, wie Schneider, Müller, Schulze, Richter, den allmählichen Uebergang des bloßen Prädikats in den eigentlichen Namen zu verfolgen. So heißt es z. B. in dem von 1388 bis 1549 reichenden Verzeichnis der Wendelschen Zwölfsbrüderstiftung auf der Stadtbibliothek zu Nürnberg ein Jahrhundert hindurch: „Der fünfte Bruder hieß Hans und war ein Seger, was ein Schmid, was ein Müller, Turner, Steinmetz u. s. w.; der sechste war ein Schuster und hieß Ren“ u. s. w. Mit dem 34. Bruder fängt es dann auf einmal an: „Der hieß Hans Kiemer, der hieß Hans Seger (Der Name Seger ist noch heute in Nürnberg sehr gewöhnlich), hieß Hans Schmidt, hieß Hans Müller, hieß Lorenz Seiler, hieß Otto Nagler, Märten Pfrazner“. Daß die Beschäftigung wirklich Veranlassung zum Namen gab, beweisen die beigelegten Bilder, auf denen Säger und Müller in ihrer Arbeit abgemalt sind. Beim 45. Bruder aber steht noch: „hieß de Kesch vom Stein (Epigrammen) und war ein Herumtrager.“

Uebrigens sind dergleichen Volksethymologien auch für die Mythologen von Wichtigkeit; denn nicht selten geschieht es, daß die naive Deutung fremder Namen aus der eigenen Sprache der Grund zu weitaußgesponnenen Mythen und Geschlechterfagen wird; das Volk, welches ein unbekanntes Gefäß mit dem Inhalt seiner Phantasie erfüllte, nimmt nun Inhalt als gegeben hin und knüpft an das selbstgeschaffene Phantom allerlei Erzählungen und Geschichten. So hat sich die Sage, daß der Landpfleger Pilatus, von seiner Blutschuld gejagt, vom Tomlishorn in den Hochsee gestürzt habe und noch heutigentags bei Stürmen und bösen Wetter umgehe, unzweifelhaft nur auf Grund des Namens Pilatusberg gebildet, sei es nun, daß dieser eigentlich Pfeilerberg („Pila“ gleich Pfeiler) oder Gutberg bedeute, weil die höchsten Bergengipfel fast immer mit einem Nebelhut bedeckt sind.

Ob auch die Tiere Volksethymologie treiben? Es gibt Menschen, die sich mit Papageien förmlich anken können, und wer erinnert sich nicht an Eichendorffs Taugenichts, wie er zu Rom mit einem Kakadu ein wenig zu diskutieren anfängt, der in seinem vergoldeten Bauer mit allerlei Grimassen herauf- und herunterstiegt und sich dabei immer ungeschickt über die große Bege trat; wie er dann, ehe er sich's versah, den Taugenichts Fursante schimpfte, dieser, ob es gleich eine unvernünftige Bestie war, wieder schimpfte, endlich beide in Hitze gerieten, der Taugenichts auf deutsch, der Kakadu auf italienisch losgurgelte, eine Szene, die jeder, der sich mit diesen possidlichen Tieren abgibt, selbst erleben kann. Was hierbei in dem Gehirn dieser intelligentesten aller Vögel (die bekanntlich auch sehr lebhaft träumen und im Schlafe auswendig gelernte Phrasen und Wörter wiederholen) vorgeht, ist nicht so leicht zu entscheiden, denn in der Tat ahmen sie die menschliche Sprache nicht bloß nach, sondern es ist ein gewisses Verständnis damit verbunden. Sie legen den Scheltworten, welche sie so leicht im Gedächtnis behalten, den Sinn unter, welcher sich in ihrem eigenen unartikulierten Gepolter ausdrückt; und wie fern das letztere auch von einer Sprache sei, zu welcher sich etwa Fursante oder Tulpatsch wie Fremdwörter verhielten, so ganz unähnlich ist es einer solchen nicht. Ein berühmter Papagei schrie, als er zum Fenster hinaus auf den Schnee fiel, zum erstenmal in seinem Leben: „Ei Herr Jeses“, Worte, die das Dienstmädchen bisweilen beim Schreck in seiner Gegenwart ausgerufen hatte. Er hatte noch viele andere Phrasen in seinem gelehrten Kopfe; er gebrauchte mit richtigem Takte gerade diese, als er selbst erschraf. Man muß nur bedenken, daß das Dienstmädchen bei ihrem ersten Schreck die Worte ebenfalls nur brauchte, weil sie sie von andern gehört, ohne sich um ihren Sinn zu kümmern.

Indessen, wir wollen hier nicht noch auf den Hansel des Barbier von Segringen oder ähnliche Zelebritäten kommen, sondern nur darauf aufmerksam machen, daß, wenn zwei Menschen miteinander reden, nicht nur einer redet, sondern beide reden zu gleicher Zeit, und was der eine vorfragt, sagt der andere nach; deshalb ist eine Sprache verstehen soviel, wie eine Sprache sprechen.



Institut Meerganz,

Handels- und Schreiblehreanstalt,
Dotzheimorstrasse 21 p.



Am 15., 16. und
17. Juli

Beginn neuer
Schreibkurse.

Gründlicher, gewissenhafter Unterricht nach sehr leicht faßlicher Methode unter Garantie des Erfolges in:

allen Arten Buchführung incl. Bücher-Abschluß,
Kaufm. Rechnen und Kontoforrentlehre,
Prakt. Buchführung und Wechselrecht,
Schön schreiben,

Kaufm. Correspondenz, deutsch u. fremdsprachlich,
Stenographie (Gabelsberger),
Maschinenschriften, Kontopraxis etc.

Einzel-, Kurs- und auf Wunsch Privat-Unterricht.

Der Unterricht an Damen erfolgt in
separaten Räumen unter persönlicher
Leitung von Frau R. Meerganz, lang-
jährige Buchhalterin.

Beste hiesige Referenzen.

Aufnahme und Eintritt kann jeder Zeit erfolgen.

Unterrichtsstunden zwischen Morgens 8 und Abends 10 Uhr.

Zugang und Stellenvermittlung.

3399

Die Direktion: R. Meerganz.

Möbel.

Ausstattungen auf Credit und gegen Baar

J. Jitmann,
Welt-Credit-Haus,
Bärenstrasse 4, I.

3575

Die Berufswahl im Staatsdienst,

Vorschriften über Annahme, Ausbildung, Prüfung, Anstellung und Beförderung in sämtlichen Zweigen des Reichs- und Staats-, Militär- und Marinedienstes. Mit Angabe der erreichbaren Ziele und Einkommen. Nach amtlichen Quellen von A. Dreger.

7. Auflage. Geheftet 3,60 Mk.; gebunden 4,50 Mk.

Die Nester und Eier

der in Deutschland brütenden Vögel. — Mit 229 farbigen Abbildungen. Von Dr. E. Willebald, 8. Auflage. 3 M.

Fidelitas,

Zeitschrift, enthaltend Lustspiele, Couplets (mit Musik), Vorträge, Spiels. Halbjährlich 2 M. Probeheft, 8 Stück enthaltend, 40 Pf. 456

C. A. Koch's Verlag Dresden und Leipzig.

Nur noch kurze Zeit

dauert der Verkauf von Reise-, Out-, Schiffs-, Kaiserlofern, aus ächten Rohrplatten u. s. w., Hand u. Faltenkoffer mit u. ohne Toilette, Hand-, Anhäng- u. Umhängetaschen, Portemonnaies, Brief u. Cigarrentaschen, Schultaschen u. sämtl. Reise-Artikel in meiner Wohnung Rungasse 22, 1 St., früher Grabenstr. 9, zu sehr bill. Preisen. 4110



Nr. 26.

Donnerstag, den 25. Juni 1903.

18. Jahrgang.

Versuchung.

Tief bis in die dunkle Nacht
Führen wir alleine,
Ueber uns der Sternlein Pracht
Spiegelt sich im Rheine.

Und des Mondes Silberlicht
Uebergießt mit Glanze,
Lieblichste, Dein Angesicht
Bei der Wellen Tange.

Tief im Herzen fühlt ich heiß
Sehnendes Verlangen,
Dich, Du aller Mädchen Preis,
Kosend zu umfassen.

Agend Deine kleine Hand
Sucht ich zu erfassen,
Und Du hast, als ich sie fand,
Gern sie mir gelassen.

Kühn beugt' ich mich hin zu Dir,
Küßte Dich vermessen,
Und dann haben Alles wir
Um uns her vergessen.

Georg Müller.

Nachdruck verboten.

Durch die Reichstagswahl.

Humoreske von Eugen Isolani.

„Liebes Kind, du kennst nun meine Ansicht. Ich habe im Allgemeinen gegen deinen Herrn Oberlehrer absolut nichts einzuwenden; ich würde dich ihm getrost zur Frau geben und glaube sogar, daß er im allgemeinen das Zeug dazu hat, dich glücklich zu machen. Aber, daß er mir gestern klipp und klar erklärte, er werde doch unsern Gegner wählen, er lasse sich durch meine politischen Ansichten in keiner Weise beeinflussen, das werde ich ihm so bald nicht vergessen, und das läßt darauf schließen, daß dieser junge Mann, der sich durchaus nicht der besseren Einsicht eines reiferen, erfahrenen Mannes fügen will, auch noch nicht reif für die Ehe ist. Das ist mein letztes Wort über diese Angelegenheit, Märcel!“

„Vater, du kannst aber doch nicht verlangen, daß ein erwachsener Mann, der selbst zu denken im Stande ist, seine politische Ansicht dir opfern soll, und einen Kandidaten deshalb nicht in den Reichstag wählen soll, weil du es nicht wünschst. Einen Mann, der das thäte, könnte ich garnicht lieben und achten!“

„Nun, und einen Menschen, der meine Gegner wählt, wirst

du nicht heirathen! Das ist mein letztes Wort.“

Und mit diesem letzten Wort entfernte sich der Herr Bezirksvorsteher und Rentner Leppien aus seiner Behausung, um in das Wahllokal zu gehen, wo er als Wahlvorsteher seines Ehrenamtes walten sollte.

Dort thronte er am Wahlstisch, auf dem die Wahlurne stand, ein großer, breiter verschlossener Kasten, zu dem Herr Leppien den Schlüssel selbst in der Tasche hatte und wenn ein Wähler zur Wahlurne schritt, dann fragte ihn Herr Leppien nach seinem Namen; der Beisitzer, Herr Bädermeister Dettlof sah in die Wählerliste, um nachzusehen, ob der Wähler auch drinnen steht; dann ließ sich Herr Leppien die Legitimation des Wählers geben nahm von demselben den Wahlzettel, der vorschriftsmäßig zusammengefasst sein mußte, daß er, der Wahlvorsteher, nicht den Namen auf dem Zettel zu lesen vermochte, in Empfang und steckte den Zettel in die Oeffnung der Wahlurne.

So hatte Herr Bezirksvorsteher und Rentner Leppien schon eine paar Stunden seines Amtes gewaltet, da kam der Herr Oberlehrer Zeidler in das Wahllokal, um seiner Wahlpflicht zu genügen.

Herr Oberlehrer Zeidler begrüßte stumm und gemessen den Wahlvorsteher.

„Aha“, dachte der Bezirksvorsteher Leppien, „der weiß bereits mein letztes Wort; das Mädel hat ihm schon geschrieben, daß die Sache endgültig aus sein muß.“ Dann schenkte der Beisitzer, der die Wählerliste führend, wendend rief er: „Herr Oberlehrer Zeidler; eine Legitimation ist nicht nöthig, der Herr ist mir persönlich bekannt!“

Der Oberlehrer sah Herrn Leppien verdrießlich an.

„Darf ich um Ihren Wahlzettel bitten!“ sagte dieser beinahe barsch, so daß Zeidler unwillkürlich mit Hast in die Brusttasche griff und einen Zettel hervornahm, den er vorschriftsmäßig gekniff Herr Leppien überreichte, welcher den Zettel in die Wahlurne that.

„Ich danke!“ sagte der Wahlvorsteher ernst, aber höflich, und der Oberlehrer verneigte sich wieder gemessen, machte kehrt und verließ das Wahllokal, ohne daß irgend eine Aeußerung zwischen den beiden Männern gefallen wäre, von denen man hätte gestern noch annehmen können, daß sie in kürzester Zeit in nahe verwandtschaftliche Beziehungen treten wollen, bis dann, just gerade an dem Tage vor der Reichstagswahl, jener verhängnisvolle Streit zwischen den beiden Männern erfolgt war, über die Kandidaten, der zum Bruch zwischen Leppien und Zeidler führte und damit endete, daß der Oberlehrer im Aerger und Streit das Haus des Bezirksvorstehers verlassen hatte.

Als um die Mittagszeit Herr Leppien sein Ehrenamt als Wahlvorsteher an den Stellvertreter abgegeben hatte, um seine

übliche Mittagsstunde zu Hause innezuhalten, traf er dabei ein
Frau und Kind in durchaus unfreundlicher Stimmung. Klara
ging mit verweinten Augen umher, und Frau Leppien zeigte durch
ihre ganzes gelassenes Entgegenkommen ihrem Gatten, daß sie
seine Handlungsweise durchaus mißbillige.

Sie machte dann auch aus ihrer Meinung über die Angele-
genheit kein Hehl und nahm ihren Gatten bei Seite um ihm
sozusagen den Kopf zu waschen. „Du wirst's noch“, meinte sie,
„soweit mit deinem Eigensinn bringen, daß Klara uns als alte
Jungfer sitzen bleibt!“

„Was! Ich und eigensinnig!“ rief Herr Leppien aus. „Zeid-
ler ist ein Eigensinn! Muß er durchaus seinen Willen durch-
setzen? Aber nur, um mich zu ärgern, kam er hochmütig ins
Wahllokal, damit ich ihm noch selbst den Zettel mit dem ver-
hassten Namen abnehme und in die Urne lege.“

„Was, hat er wirklich gewählt?“ rief Frau Leppien.

„Ja“, sagte der Gatte, „er hat gewählt zwischen uns und
seinem Parteigänger, der ihm höher steht, als die Hand Klara's.“

Frau Leppien war erstaunt und bekümmert; das hatte sie
nicht erwartet. Als ob es denn eine so unbedingte Notwendig-
keit ist, zu wählen! Nein, das war unrecht von Zeidler, das
hätte er nicht zu thun brauchen.

Beinahe ohne jede Unterhaltung wurde heute im Leppien's-
chen Hause das Mittagessen eingenommen, und kaum hatte
Herr Leppien den letzten Bissen genossen, da erhob er sich, um,
unter Verzichtleistung auf das übliche Mittagschlöschen, — was
thut man nicht im Dienste der Allgemeinheit! — wieder ins
Wahllokal zu gehen, um die übernommene Ehrenpflicht wieder
auszuüben.

Bis 7 Uhr stand er so hinter dem Wahlstisch; dann wurde die
Wahlhandlung geschlossen, und es ging an das Auszählen der
Stimmen. Herr Leppien nahm jeden einzelnen Stimmzettel aus
der Wahlurne, las den Namen der Kandidaten vor und legte
ihn bei Seite, während der erste Beisitzer auf Papier einen je-
den Stimmzettel vermerkte und die Anzahl hinter jedem Na-
men, den Herr Leppien ausrief laut nannte.

„Galt!“ unterbrach plötzlich Herr Leppien diesen höchst ein-
tönigen Vorgang mit heiterem Schmunzeln, „hier meine Herren
ist ein ungültiger Stimmzettel! Ich brauche wohl den Inhalt
nicht vorzulesen; es ist ein Liebesbriefchen von Herrenhand, das
wohl nur irrtümlich als Stimmzettel abgegeben wurde. Bitte,
meine Herren, nehmen Sie Einsicht. Vielleicht führt auch der
Herr Protokollführer den Wortlaut des Briefchens im Protokoll
an. Doch glaube ich, das ist wohl nicht nötig; es genügt, wenn
da gesagt wird: „ein ungültiger Stimmzettel, einen Brief ent-
haltend.“

Dann fuhr der Vorsitzende weiter fort in der Vorlesung
der Stimmzettel und schließlich wurde die Wahl verkündet. Herr
Leppien war sehr heiter gestimmt, drei Viertel der Stimmen
waren auf den Kandidaten seiner Partei gefallen, und dabei ge-
hörte sein Bezirk zu den größten seines Wahlkreises und galt
als ausschlaggebend für die Wahl. Der Protokollführer verlas
das Protokoll, die Herren des Wahlkomitees unterschrieben das-
selbe, und müde und matt schiedten sich alle an, nach Hause zu
gehen, Herr Leppien noch belastet mit dem gesamten Wahl-
material, dem Kasten mit den Stimmzetteln und dem Protokoll
und den Listen.

Zu Hause steigerte sich seine fröhliche Stimmung noch, als
er auf telefonische Anfrage in den anderen Bezirken seines
Wahlkreises erfuhr, daß auch dort überall sein Kandidat die
große Mehrheit der Stimmen auf sich vereinigt hatte.

Als seine Frau zu ihm ins Zimmer trat, wieder verdrieß-
lich, wie zum Mittagessen, da rief er aus: „Ach, Alte, sei doch
vergnügt, ich bins ja auch. Unser Kandidat hat gesiegt!“

„Ach“, meinte die Frau, „die ganze Politik soll der Teufel
holen! Ich kann nicht vergnügt sein, wenn ich sehe, wie mein
einziges Kind sich grämt!“

„Na, Alte, sei nur wieder gut! Unser einziges Kind wird
auch noch recht vergnügt werden, meinetwegen schon morgen.
Weißt du, wenn ich so recht vergnügt und fröhlich bin, kann ich
nicht sehen, wenn meine Lieben es nicht sind. Sag' nur der Klara,
es wird wieder alles gut werden mit ihrem Oberlehrer!“

„Na, wie soll es denn wieder gut werden“, antwortete Frau
Leppien, „Du hast ihn in Bank und Streit fortgehen lassen. Er ist
nicht der Mann, um Entschuldigung zu bitten —“

„Soll er auch gar nicht!“ unterbrach sie der Gatte. „Zeidler
wäre gar nicht der rechte Mann für meine Tochter, wenn er
solch' Waschlappen wäre und gleich um Entschuldigung bäte, wo
er im Meinungsstreite mit jemandem ist.“

„Na, und du wirst doch sicher auch nicht zu ihm gehen und
ihm die Hand zum Frieden bieten“, vollendete die Frau ihre
Meinungsäußerung.

„Na, das wird er ja auch nicht gleich verlangen, Alte, daß
ich der Ältere, der Vater des Mädchens, das er liebt, zu Kreuze
krieche. Aber es wird schon gut werden, glaub's nur. Wir wollen
ihn zu morgen Abend eine Einladung zugehen lassen, und viel-
leicht, Alte, feiern wir da mit der Versöhnung, die Verlobung!“

Und so erhielt der Oberlehrer Eugen Zeidler am Mor-
gen nach der Reichstagswahl ein Kärtchen, das ihn in nicht ge-
ringes Erstaunen setzte, denn auf dem Kärtchen stand nichts ge-
ringeres, als: „Herr und Frau Otto Leppien laden Herrn Ober-
lehrer Eugen Zeidler zu einem einfachen Abendessen im engsten
Familienkreise für morgen Abend ein.“

D. am Abend der Reichstagswahl 1903.“

Herr Zeidler wußte nicht, was er daraus machen sollte.
Er erkannte aus der Einladung die Handschrift des Herrn Lep-
pien. Ein Irrthum, eine Fälschung konnte nicht vorliegen. Ei-
nen Augenblick schoß ihm der Gedanke im Innern auf, daß
Herr Leppien aus Freude über seinen Parteisieg sich an der Nie-
derlage seines Gegners weiden wolle. Aber einer so kleinlichen
Handlung hielt er Herrn Leppien nicht fähig, dessen untadel-
haften Charakter er jederzeit nur von der schätzenswerthen Seite
kennen gelernt hatte.

Aber nicht minder erstaunt war Klara Leppien, als sie am
Morgen nach der Reichstagswahl von ihrer Mutter erfuhr,
welche Freude ihr für den Abend bevorstand. Sie ahnte nicht,
was den Vater so plötzlich umgestimmt haben konnte; daß es die
Freude über den Wahlsieg nicht allein sei, wie ihr die Mutter
gefragt, dachte sie sich wohl, und das fröhliche Gesicht des Vaters
schien diese Annahme zu bestätigen.

Und diese fröhliche Stimmung hielt den ganzen Tag an;
Papa Leppien lachte und suchte auch die Tochter heiter zu stim-
men. „Laß nur auch eine Flasche Sekt kalt stellen, Alte“, sagte
er lachend zu Frau Leppien, „im Falle euer Herr Oberlehrer
ein Hoch auf seinen Wahlsieg ausbringen will.“

Endlich kam der Abend und mit ihm der Oberlehrer Eugen
Zeidler. Der Hausherr ging ihm liebenswürdig entgegen, dann
kam Frau Leppien in den Salon und Klara, die aufs herzlichste
den lieben Gast begrüßten.

„Wie hast du den Vater so schnell umgestimmt!“ flüsterte in
einem Moment, da Zeidler mit Klara unbeobachtet stand, dieser
seinem geliebten Mädchen zu, und Klara antwortete: „Ich habe
garnichts gethan, ich dachte, du, mein Lieber hättest dich mit ihm
versöhnt.“ Und Zeidler suchte die Achseln, und beide Liebesleute
blickten sich mit stummem Staunen an, als sie den vergnügten
Papa Leppien sahen, wie er seine Gattin an den Arm nahm und
mit dem heiteren Ausruf „Auf zu Tisch!“ dem Oberlehrer den
Wink gab, Klara ebenso zu Tisch zu führen.

Frau Leppien hatte ein gutes Mahl angerichtet, das sicher
dazu angethan war, die Stimmung schnell zu erhöhen. Man
plauderte vergnügt und ungezwungen, als ob nie ein politischer
oder sonst ein Streit die Gemüther dieser vier fröhlich schmau-
senden Menschen gestört hätte.

Und mitten in diesem heiteren Geplauder erhob sich Herr
Leppien, nahm sein gefülltes Weinglas zur Hand und sprach zu-
nächst an den Oberlehrer gerichtet, dann an alle drei Tischge-
nossen seine Worte richtend folgendermaßen:

„Mein lieber Gast! Sie sind am vorgestrigen Tage von
uns gegangen in Streit und Aerger, trogend auf den eigensinni-
gen Standpunkt, daß Sie zur Reichstagswahl unter allen Um-
ständen dem Gegner der Partei, der ich angehöre, Ihre Stimme
geben müßten. Ich bin nun viel zu sehr durchdrungen von der
Pflicht eines Staatsbürgers, seiner Partei durch seine Stimme
zum Siege verhelfen zu müssen, als daß ich es, mein lieber
Freund, nicht als ein großes Zeichen Ihrer Verehrung und Liebe
für mich ansehen müßte, daß Sie bei der gestrigen Reichstags-
wahl von Ihrem Standpunkt abwichen und Ihrem Kandidaten
Ihre Stimme versagten —“

„Das hätte ich gethan!“ rief der Oberlehrer laut und la-
chend aus.

„Ja, meine liebe Gattin und liebe Tochter, das hat unser
Freund gethan. Und obwohl die deutsche Reichstagswahl bekannt-
lich eine geheime ist, und obwohl ich von keinem einzigen der
Wähler sonst weiß und wissen könnte, wen er gewählt hat, von
unserem lieben Freunde, unserem guten Oberlehrer Zeidler,
weiß ich, daß er sich gestern der Wahl enthalten hat, denn, liebe
Klara, statt eines Wahlzettels für seinen Kandidaten warf er
diesen an dich gerichteten Brief in die Wahlurne, in welchem
er dich trotz der Vorgänge am vorgestrigen Tage seiner unwan-
delbaren Liebe und Treue versichert. Ich kann dir, mein lie-
bes Kind, den Brief leider nicht überlassen. Er gehört zu den
Akten der Reichstagswahl, aber du brauchst ihn ja auch nicht zu
lesen, dein Bräutigam wird dir das, was er dir geschrieben, aber
aus irgend einem glücklichen Zufall abzuschicken an dich unter-

lassen, hoffentlich redet oft noch lagen, und wenn ihr, liebe Kinder, auch stets so liebt in aller Zukunft, wie es dir, meine liebe Mara, dein Bräutigam in jenem Schreiben verspricht, dann werdet ihr glücklich sein und wir werden auch sein, wenn wir uns recht lange daran erfreuen können. Darauf wollen wir anstoßen!"

So klangen die Mäher zusammen, dann aber lagen sich die Liebenden in den Armen, aber nur zu einem einzigen langen Liebes- und Verlobungskusse, und dann hingen sich die Beglückten an den lieben Papa Leppien, der vor Freude strahlte, daß alles so glücklich abgelaufen, die Reichstagswahl seines Kandidaten und durch sie die Liebeswahl seines einzigen geliebten Kindes.

Peter.

Courage hat er zweifellos,
Der gute König Peter,
Die Nerven, scheint es, sind famos,
Das Fell ist dick, wie Leder,
Für sich und für seinöhnchen
Nimmt willig er das Thronchen.

Höchst sonderbar ist der Geschmaç,
Ein friedlich, glücklich Leben
Für einen serbischen Konal
Im Tausch hinzugeben,
Sich anzubau'n in wildem Lande,
Inmitten einer Mörderbande.

Das Heer nicht zuverlässig ist,
Die höchsten Offiziere
Betrugen sich vor kurzer Frist
Wie wilde Wüstenthier.
Und sie, sie sind berufen
Zur Wacht an Thronesufen!

Sind seine Nerven auch von Stahl,
Ist auch sein Fell wie Leder,
So wird doch fehlen manches Mal
Der Schlaf dem braven Peter.
Wenn Nachts die Blätter rauschen,
Wird er oft ängstlich lauschen.

Nachher wird meist der Schlaf erkauf't
Mit Schnaps und starken Weinen,
Der Gatte Dragas war besauft
Bisweilen schon vor Neuen.
Nichts gutes bringt der Dufel;
Drum Peter, meid' den Fusel.

Bau-wau.

Die Frau und die Kunst.

Ob Kunstverständnis ihr zu eigen,
Daraüber herrscht diskretes Schweigen,
Doch rasch erringt sie Aller Gunst
Zeigt sie im Kochen ihre Kunst.

Humor im Berliner Gerichtssaal.

Die rabiate Chansonette.

Es mag ja ein sehr erhabenes Gefühl sein, als Dichter anerkannt zu werden, aber angenehm ist es nicht immer. Das mußte der „Dichter“ so vieler bekannter Couplets und Refrainlieder Herr D. A. erfahren. Die Chansonette Alma Veier war mit seinen Dichtungen unzufrieden, ist daher in des Dichters Wusenhain, alias Wohnung eingedrungen und hat dort Zerstörungen angerichtet. Sie steht nun vor dem Richter, um sich wegen vorsätzlicher Sachbeschädigung und groben Unfugs zu verantworten.

Richter: Was hatten Sie eigentlich mit dem Schriftsteller A. zu thun.

Angell.: Nicht hatte ich mit so'n armet Menschenkind zu thun, ich wollte ihn wat dabien' lassen un bestellte mir 'n najel-neiet Couplet mit den scheen' Refren: „Mäßen, Mäßen schaff dir zuerst een Reichen an, Een for de Liebe, den kooftst dir dann.“ Ercht verspricht er mir't un jammert gleich bei de Bestellung, bet er kenn Jeld mehr int Haus hätte un ich dummet, duh-lichtet Schaf ich heb ihn bet Honorar gleich, bet waren sechs Emmen un warte uf bet Jebichte verzeñ Daje, drei Wochen, vier

Wochen. Da heb ich gu'n un da is er anjesogen, bet stiet natürl-lich alle verzeñ Daje. Ich komme in de meie Wohnung, da heb et auß wie Krant un Riechen un mittien mang afne olle zagepte Wadrage, die us de Erde laach, liecht mein Dichter. Er hatte et noch nich fertig, aber morjen. Ich komme andern Dage hin, da jiebt er mich een Jebichte, na so wat hat de Welt noch nich jesehen, et reunte sich nich mal. Un da will ich meine sechs Emmen wieder ha'm un da fracht er mir, ob ich'n Bojel hätte und da frieche ich meine Ruth, zareiße den Wsch, mit die sogeannte Versche un nehme een Stuhl, der hatte man noch drei Beene un die war'n ooch noch alle wadeflich un hau uf den Dichter druf, wats Zeuch hält un der schreit nabierlich, un wie der eene Stuhl janz auß dem Leim jegangen war, da nahm ich'n andern un wie der andere Stuhl ooch entzweejeschlagen war, da war ooch der Dichter, der Schlumps, der seije Hund schonst raus auß de Dhier. Ich aber frieche den Raptus, un wenn ich'n Raptus frieche, muß ich sejen un ich sege allet Porzellan, wat noch uf'n Tisch stand, nabierlich allens Auschuh von Dsch runter. Det knagte man so. Uf eenmal kommt der Dichter zurüd, aber nich alleine, sondern mit'n Schutzmänn, der nahm mir mit uf de Wache.

Richter: Sie haben ja wie eine Wahnsinnige in der Wohnung gehauft.

Die Angeklagte wird zu 3 Tagen Gefängnis und 30 M. Geldstrafe verurtheilt.

Angell.: Eijen und blechen ooch noch. (Mit den Fäusten drohend.) Ich kann mir nich halten, ich kann mir nich halten.

Deshalb wird sie auch von einem Gerichtsbienner festgehalten und sofort abgeführt. Man hört ihr Schreien noch von der Treppe auß.

Eine Frage.

Während wir die Kannibalen
Längst zum Christenthum bekehrten
Und den fernen Kamtschadalen
Fromm die Nächstenliebe lehrten,

Mordet man im Nachbarstaate
Erst die Kön'gin, dann den König,
Schlachtet ein paar Generale, —
Und das Volk stört zu 'was wenig.

Schließlich wirft den todtten König
Man im Seidenhemd, dem rothen,
Raus zum Fenster in den Garten
Zu der Königin, der todtten.

Und des Königs blut'ge Mörder
Macht man gleich drauf zu Ministern;
Fragt nicht, was im Todesröcheln
Etwa die Monarchen flüstern.

Und die mörd'rischen Minister,
Unterstützt von Generalen,,
Die da um kein Härchen besser,
Schreiten zu den Königswahlen.

Einen Mann — den schwarzen Peter —
Wählen sie zum Mörderkönig
Doch, ob dieser, ob ein And'rer —
Dieses interessirt uns wenig:

Denn im Unterthanenherzen
Und der Seele unterthänig
Regt sich mir die eine Frage:
Wird's ein Gottesgnadenkönig?

Und in meinem tief devoten
Sinne fragt mich ein Bedenken:
Können blut'ge Mörderhände
Gottesgnadenthum verschenken?

Gandelt Peter gottesgnädig,
Wenn er seiner Mörder suite
Orden schenket mit der Inschrift:
„Traget dies — pour le mérite?“

Doch von Madame Afio hoff ich,
Daß den Mördern sie nichts schenkt,
Und daß die Kulturbeleidigung
Einst wird niedriger ge„henkt“.

Nickelmann in der „Berl. Volksztg.“

Ergänz.

Nach Rang und Titel sehnen sich stets
Veni uns die reicheren Damen,
Noch mehr sind die Yankee-Ladies erpicht
Auf stolze hochtönende Namen.

Mit ihren Millionen kaufen sie
Herzoge und Grafen sich gerne,
Und glänzen dann in der alten Welt
Als der Gesellschaft Sterne.

Jetzt gab's eine prächtige Gelegenheit,
Sogar einen König zu schnappen,
Der König Peter von Serbien ist's.
Goddam! Das war so ein Happen.

Man sagt, daß ein Yankee-Millionär
Sein Töchterlein schon offerierte,
Daß aber Peter, bescheiden sehr,
Hochachtungsvoll refusierte.

Er thäte wohl klüger, er nähme die Miß
Und den blinkenden Dollarhaufen,
„Dann könnt er sich besseres als den Thron,
Den ach, so blutigen, kaufen!“

Wau-wau.



Kindantwort bezahlt.

Ein Student gebrauchte Geld und schrieb an seinen Vater,
ihm sofort etwas zu schicken. Das Geld kam nicht, und der
Student, welcher darüber sehr aufgebracht war, sandte seinem
Vater folgende Depesche mit Kindantwort bezahlt:

„Wo ist das Geld?“

In einigen Stunden erhielt er folgende Antwort:

„Hier.“

Ein guter Vater.

„Weshalb stehlen Sie eigentlich? Sie haben es doch gar
nicht nötig!“

„Nein, aber meine Kinder könnten es nötig haben, und
dann können sie erbliche Belastung als Strafmilderungsgrund
geltend machen!“

Knallproß.

Bettler: „Ich bitte unterthänigst um eine kleine Unterstüt-
zung!“

Bankier: „Frecher Kerl! Marsch! Kommen Sie, wenn Sie
brauchen a große Unterstützung!“

Ueber-Schätzung.

„Deine Verlobung ist zurückgegangen und Du sagtest doch
immer, Du hättest Deine Braut so hoch geschätzt?“

„Zu hoch, mein Lieber, zu hoch!“

Beeinträchtigung.

Er (zur Hochzeitsreise rüstend): „So und jetzt muß ich noch
ein Ristchen Cigarren einpacken.“

Sie: „Aber, mein Gott! Du wirst doch nicht unterwegs
rauchen wollen?“

Das Stadtkind in der Sommerfrische.

„Die Eier sind aber recht klein, Herr Wirth, die haben Sie
wohl zu früh aus dem Nest genommen?“

Mit Absicht.

Frau: „Mein Mann ist heute abend nicht zu Hause.“

Besuch: „Wie gelang es ihm denn, zu entspringen?“

Aus einer Verteidigungsrede.

„Daß der Angeklagte ein gutes Herz hat, geht schon daraus
hervor, daß er die gestohlenen Sachen seiner Schwiegermutter
geschenkt hat.“

Beim Buchhändler.

„Ich möchte ein Kochbuch für meine Braut!“

„So?“ Nun, Ihre Fräulein Braut hat bereits eins für
Sie gekauft!“

Humor des Auslandes.

Schüler: „Haben Sie schon von dem Baby gehört, das mit
Elefantenmilch genährt wurde und täglich zwanzig Pfund zu-
nahm?“

Lehrer: „Nein, noch nicht. Was für ein Baby war denn
das?“

Schüler: „Ein Elefantenbaby.“

Jäger: „Welchen Hasen soll ich denn mir nehmen?“

Händler: „Nehmen Sie doch beide.“

Jäger: „Beide?“ . . . Mann! Wer soll denn das glauben?

Angeboren.

„Nanu, die Rothkehlchen in Deinem Garten pfeifen ja fort-
während Bierlieder?“ — „Das ist ihnen angeboren; die Alten
nämlich haben im vorigen Jahre in meinem alten zersprunge-
nen Stammselbel, das ich in den Busch geworfen, genistet.“

Stimmt.

Arzt: „Sie sollen mehr in die frische Luft und weniger in
Wirthshaus.“

Patient: „Dazu brauche ich Sie nicht; das hat mir schon
meine Frau gesagt.“

Ungebulbig.

Portier (der morgens um sechs Uhr die Treppe vor dem
Standesamt reinigt, zum Brautpaar): „Das Standesamt wird
erst in vier Stunden geöffnet, warum kommen Sie schon so
früh?“

Braut (schüchtern): „Ach, wir sind doch schon beinahe zehn
Jahre verlobt!“

Siehe Jugend.

Der Papa und sein Jüngstes sitzen am schönen Maiabend
beim Ofen. Das Zimmer liegt im Halbdunkel, nur unter dem
hübschen kleinen Stumpfnäschchen des Kindes leuchten zwei „Lich-
ter“ — nennen es, glaub ich, die Mäler; Laien nennen anders
Und es entwickelt sich folgendes kurze Gespräch:

Elchen: „Papa, dieb' mir 'n Kuß!“

Der Papa: „Weshalb, Kleinschen?“

Elchen: „Ich hab' kein Sackguth — — —“

Gedanken eines Rechtsanwaltes.

Die Leute sagen: „Friede ernährt, Unfriede verzehrt.“ Gerade
das Gegentheil ist der Fall!“

Akademisch-lakonisch.

„Komm mit, Leibfuchz, Anatomie — Gefäßlehre!“

„Nee, danke! Komm Du mit, Augustiner — Gefäßleere.“

Trost.

Sie: „Es ist meine Pflicht, Dir zu sagen, daß mein Vater
sein ganzes Vermögen verloren hat.“

Er (ihr Verlobter): „Sei nicht traurig deshalb, ich finde
schon eine Andere mit Geld, die mich heirathet.“

Wäthselhaft.

Ältliche Jungfrau: „Aus diesem Brief werde ich nicht klug.
Da kündigt mir mein Wirth die Wohnung, und die Briefmarke
aufrecht rechts oben bedeutet doch: „Ich liebe Dich!“

Uebertrumpft.

A.: „Ich kannte jemanden, der war so arm, daß er noch
niemals in seinem Leben einen Thaler gesehen hatte.“

B.: „Das ist noch gar nichts! Ich kannte jemanden, der
war so ein armer Teufel, daß er in Ohnmacht fiel, als er zum
ersten Male einen — Pfennig erblickte!“

Sehr richtig.

Professor: „Es ist eine empörende Feigheit von Ihnen, ein-
nen Menschen zu überfallen, der ohne Schutz und Schirm ist.“

Räuber: „Wissen Sie, da könnt' ich lange warten, bis ich
Ihnen mal mit 'm Schirm treffe.“

Vexirbild.



Wo ist der Gärtner?

Notationsdruck und Verlag der Wiesbadener Verlags-Anstalt
Emil Dommert in Wiesbaden. Verantwortlich für die
Redaktion: Chefredakteur, Moritz Schaefer, Wiesbaden.